

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Prochasko, Taras  
**Daraus lassen sich ein paar Geschichten machen**

Prosa  
Aus dem Ukrainischen von Maria Weissenböck

© Suhrkamp Verlag  
edition suhrkamp 2578  
978-3-518-12578-6

edition suhrkamp 2578

Ein dramatisches Zeitalter auf wenigen Seiten zu besichtigen, dazu bedarf es der minimalistischen Kunst eines großen Autors. Taras Prochasko verwandelt ein Familienepos, das Hunderte Geschichten birgt, in lauter erzählerische Extrakte, die eine versunkene Welt und ihre Bewohner heraufbeschwören und zum Gegenstand der Meditation machen. Diese Welt heißt Stanislau und liegt im Karpatenvorland, einem Winkel des Habsburger Reichs. Nach zwei Weltkriegen ist dort nichts mehr wie zuvor. Nur der Enkel Taras wohnt noch immer im Haus seines tschechischen Großvaters an der Hauptstraße. Nicht nur ihre verworrenen Lebensläufe ruft er auf, sondern auch die vielen Dinge, die es einmal gab, chaotische Belanglosigkeiten, die schon bald verschwunden sein werden: »Manchmal, wenn ich nichts tue und nichts sage, scheint es mir, als machten genau sie mein eigentliches Ich aus.«

Taras Prochasko, 1968 geboren, studierte Biologie und ist neben Juri Andruchowytch die profilierteste Gestalt der jüngeren westukrainischen Literatur. Er lebt in Iwano-Frankiwsk, dem früheren Stanislau.

Taras Prochasko  
Daraus lassen sich ein paar  
Erzählungen machen

Aus dem Ukrainischen von  
Maria Weissenböck

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
*Z c'oho možna zrobyty kil'ka opowidan'*  
im Verlag Lileja, Lwiv.

edition suhrkamp 2578

© Taras Prochasko 2005

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Deutsche Erstausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm und andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlaggestaltung nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12578-6

1 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Daraus lassen sich ein paar  
Erzählungen machen



Onkel Mychas baute so gute Öfen und Keller, daß er nach seiner Festnahme noch ein ganzes Jahr nicht in die Verbannung geschickt wurde. Die frisch eingetroffenen Offiziere der Besatzungsarmee und der Geheimpolizei ließen sich in den Städten und größeren Dörfern nieder. Sie erhielten Dienstwohnungen in Häusern und Villen, die im Krieg schwer beschädigt worden waren. Und sie mußten den Alltag ihrer Familien organisieren, für ein Gefühl von Heimat und Beständigkeit sorgen. Der verhaftete Handwerker gehörte ihnen. Für Renovierungsarbeiten wurde Onkel

Mychas zuerst nach Jeremtscha, dann nach Nadwirna geholt. Das war ganz normal. Auch wir, Soldaten der sowjetischen Armee, mußten Ende der Achtziger die Wohnungen von Offizieren renovieren. Schließlich fand eine Kommission aus Kiew heraus, daß sich der Verurteilte noch immer in örtlicher Untersuchungshaft befand, obwohl er längst in den östlichen Regionen der Sowjetunion sein sollte. Der Onkel wurde sofort nach Stanislau überstellt, um mit dem ersten Zug nach Sibirien deportiert zu werden. Der Pfarrer aus Dora, ein Bekannter von Onkel Mychas, konnte ihm



gerade noch ein Säckchen trockenes Brot zustecken. Pater Holowazki wußte nicht, daß sie in wenigen Jahren miteinander verwandt sein würden, daß Onkel Mychas in Tschita die Schwester der Frau seines Bruders heiraten würde. Und daß sie alle in die Karpaten zurückkehren würden. Der erste Zug nach Sibirien war ein Kriminellentransport. Onkel Mychas wurde in den Waggon gestoßen, und das Brot landete sofort beim Chef. Da mußten klare Verhältnisse geschaffen werden. Die Kriminellen konnten Politische nicht ausstehen. Erst recht nicht, wenn ein Politischer

in einem Waggon voller Krimineller gelandet war. Onkel Mychas wiederum mochte kein langes Gelaber. Er redete wenig, und wenn er etwas von sich gab, waren es vorwiegend Witze und Scherzgedichte oder sparsam dosierte Fragmente seiner eigenen Erfahrungen, die wie Assoziationen hochkamen, einer ganz persönlichen Logik folgend. Er holte unter der Zunge eine halbe Rasierklinge hervor und machte – die Hand noch am Mund – mit den Fingern eine Bewegung, die das fast gewichtslose Stückchen Stahl ein paar Meter durch die Luft fliegen ließ, bis es sich genau

neben dem Kopf des Chefs in die Wand bohrte. Erst dann begrüßte Onkel Mychas sein vorläufiges Heim wie ein ehemaliger Strafbataillonskämpfer. Er bekam sein Säckchen Brot zurück, und man trat ihm einen Platz an der frischen Luft ab. Der Zug fuhr zum Zentralgefängnis Wladimir. Dort wurde Onkel Mychas unter irgendeinem Vorwand aus dem Zug geholt. Viele Tage verbrachte er auf den nassen Betonböden der legendärsten Gefängnisse auf dem Weg in den Osten. Eines befand sich sogar auf einer Insel, sehr zu Onkel Mychas' Erheiterung. Natürlich hatte Onkel

Mychas weder für die Polizei noch für die Miliz etwas übrig. Als richtiger Handwerker sagte er, daß zur Miliz nur geht, wer nicht arbeiten, aber gut essen will. Außerdem müsse man eine spezielle Neigung dazu haben, auf wehrlose menschliche Körper einzuprügeln. Der Onkel wunderte sich überhaupt nicht, als alle hinter vorgehaltener Hand über einen Nachbarn redeten, dem – das ist kein Witz – die Miliz Ende der Siebziger fast die Nieren aus dem Leib geprügelt hatte. Der Onkel kannte sich mit gesellschaftlichen und staatlichen Organisationsformen nicht

aus, glaubte aber an die Widerstandsfähigkeit der menschlichen Natur. Als die Frau erschossen wurde, die noch näher am Wald wohnte als wir, beschloß Onkel Mychas, sein Flobert-Gewehr zu vernichten, das seit den Dreißigern in einem geheimen Kellerloch unter dem Haus versteckt war. Die örtliche Miliz trieb sich immer öfter in der Nähe unseres Hauses herum. Zwischen uns und dem Haus der Ermordeten waren nur Felder, Obst- und Gemüsegärten, Gräben und Hagebuttendickicht, keine weiteren Häuser. Die Verstorbene hatte uns oft besucht, abends saß sie mit

dem Onkel auf der Bank unter den Pflaumenbäumen. Onkel Mychas liebte sein Flobert-Gewehr, wußte aber, daß es an der Zeit war, die Waffe – die perfekt geputzt war und ein außergewöhnliches Kaliber hatte – zu beseitigen, damit die Miliz sie nicht fand. Der Onkel schenkte uns ein paar Dutzend glänzender Patronen. Am Fuß des Berges, auf dem sich unser Häuschen und der Garten befanden, verliefen Bahngleise. Da wir mit diesen Dingen schon Erfahrung hatten, gingen wir die Gleise entlang, immer weiter weg von unserem Haus. Bis dahin, wo auf beiden Seiten Wald

war. Dort legten wir die Patronen auf die Schienen. Der Abendzug nach Rachiw kam heran, aus den Fenstern schauten Passagiere. Bei einer solchen Geschwindigkeit haben sechzig Patronen den gleichen Effekt wie ein volles Schmeissermagazin. Der Lokführer zog die Bremse, sprang aus der Kabine und rollte sich in den Graben. Die Züge und Schienen waren Teil unseres täglichen Lebens. Wenn Güterzüge vorbeifuhren, zitterte das Haus. Besonders nachts war das zu spüren, das Bett vibrierte wie bei einem Erdbeben mittlerer Stärke. Auf dem Dachboden kam noch

eine Stufe auf der Richterskala dazu. Als es einundachtzig tatsächlich ein Erdbeben gab, war unsere Familie die einzige in Iwano-Frankiwsk, die in einem mehrstöckigen Wohnhaus keinerlei Reaktion zeigte. Die Nachbarn standen in Pyjamas und mit ihren Pässen und Sparbüchern auf der Straße und schauten mitleidig zu unseren Fenstern hinauf. Im selben Moment klopfte Onkel Mychas mit einem Stock gegen die Decke, weil er glaubte, die Kinder oben führen mitten in der Nacht Fahrrad, und Mutter fragte meinen Bruder, wieso er mit dem Bett wackle. Nur Tante Mira,

deren Bett in einer tiefen Schlucht zwischen Bücherstößen stand, war sich sicher, daß nun eintreten würde, wovor sie sich immer gefürchtet, worüber sie oft nachgedacht hatte: daß es ein Erdbeben geben könnte, bei dem sie unter ihren Büchern begraben wurde. Deshalb versuchte sie erst gar nicht, das Zimmer zu verlassen. Tante Mira schätzte ihre Unabhängigkeit von anderen Menschen, selbst den aller-nächsten. Sie haßte Geburtstagsgeschenke. Niemand durfte ihr Zimmer betreten. Die Tür war immer versperrt. Sie hatte ihr Zimmer als separate Wohnung angemeldet. Sogar

Sankt Nikolaus steckte die Mandarinen für Tante Mira in ein extra Säckchen, das an der Türklinke ihres Zimmers hing. Onkel Mychas kannte übrigens viele der einfachsten, heute gebräuchlichen Wörter nicht. Zum Zimmer sagte er Stube oder Kammer, aber nicht Zimmer. Zur Decke sagte er Plafond. Das ärgerte Tante Mira. Tante Mira ärgerte vieles an Onkel Mychas. Aber sie gab zu, daß er trotz fehlender Ausbildung überaus intelligent war. Alle beide waren zu stur und zu stark, um einander mit Nachsicht begegnen zu können. Und zu ironisch, um sich nicht

gleichzeitig als Peiniger und Opfer zu sehen. Sie hatten denselben Beichtvater. Pater Dr. Laba war in den zwanziger Jahren Seelsorger im Gymnasium der Schwestern Wasyljanky gewesen, das Tante Mira besucht hatte, und in den vierziger Jahren bei der Division Galizien, in der Onkel Mychas gedient hatte. Tante Mira haßte ihren sowjetischen Paß, weil als Geburtsort Scranton, USA, eingetragen war. Tante Mira weckte unsere Liebe zu Grapefruits. Und zwar zu einer Zeit, als man gerade begonnen hatte, sie aus Kuba zu importieren; die Obst- und Gemüseläden waren

voll damit, doch verglichen mit Orangen und Mandarinen, der ewigen Mangelware, fanden die meisten Leute Grapefruits eklig. In den Obst- und Gemüseläden wurde auch ungenießbares Sauerkraut verkauft. Den Umstand, daß es verdorben war, versuchte man mit Lorbeerblättern zu kaschieren. Tante Mira war die Schwester meines Großvaters Bohdan, Mutters Vater. Großvater starb ein paar Jahre vor meiner Geburt. Mein anderer Großvater, Vaters Vater, starb ein paar Monate vor Vaters Geburt. Deshalb war Onkel Mychas mein einziger wirklicher Großvater.

Großmutter und er hatten sich in Tschita kennengelernt. Vater war damals dreizehn, er war daran gewöhnt, sich allein um seine Mutter zu kümmern, und so versuchte er anfangs, jegliche Annäherung zu verhindern. Vater haben sie einfach in der Schule abgeholt. Die Familie lebte damals in Morschyn. Bewaffnete NKWD-Leute kamen in die Klasse und nahmen den Zehnjährigen mit. In Tschita schloß er sich den Kriminellen an. Innerhalb eines Jahres verschwanden sechs Jungen aus seiner Klasse: Drei starben bei einer Messerstecherei, die anderen drei wurden zum

Tod durch Erschießen verurteilt, weil sie in eine Reihe von Raubmorden verwickelt gewesen waren. Manchmal setzten die Kriminellen in Tschita beim Kartenspiel auf Menschenleben. Sagen wir, Reihe vier, Platz neun im Kino »Spartak« während der Vierzehn-Uhr-zwanzig-Vorstellung. Der Verlierer mußte den Kinobesucher, der zufällig zu dieser Zeit auf diesem Platz saß, erstechen. Onkel Mychas half Vater, von der Bande loszukommen, daraufhin akzeptierte Vater ihn. Vater begann sich ernsthaft mit Ringkampf zu befassen, mit Laubsägearbeiten und mit dem Reparieren

von Uhren. Aus Gewohnheit trug er noch immer seinen Schlagring. Der Onkel überzeugte ihn davon, daß eine Eichel viel besser sei, weil man damit niemanden zum Krüppel machen kann. Eine Eichel ist eine Metallkugel, die man mit der Faust umschließt. Sie macht den Schlag nicht härter, sondern verleiht der Faust eine optimale Form. Noch in den Achtzigern zog Vater oft durch die nächtliche Stadt, und immer hielt er für alle Fälle ein Lederetui mit Schlüsseln in der Hand. Vor ein paar Jahren habe ich seinen Schlagring aus Tschita gefunden. Ich steckte ihn ein und

ging Brot kaufen. Unterwegs konnte ich der Verlockung nicht widerstehen und steckte die Finger in den Schlagring. Die vier Löcher waren für dünnere Finger gemacht. Während ich in der Schlange stand, gelang es mir nicht, den Schlagring wieder von der Hand zu ziehen. Ebenso wenig konnte ich die Hand aus der Tasche ziehen, um an das Geld zu kommen. Ich mußte die Schlange im letzten Moment verlassen. Ein anderes Mal begleiteten wir jemanden zum Nachtzug. Wir waren eine ganze Gruppe, und die letzten Flaschen leerten wir am Bahnhof, aus irgendeinem Grund

am Abstellgleis zwischen zwei Güterzügen. Die Sache sollte so leise und sauber wie möglich vor sich gehen. Die Flaschen standen auf einem niedrigen Pflock, in dem ein blaues Licht brannte. Wir hatten keine Ahnung, daß in diesem Jahr sehr viel aus den Güterwagen gestohlen wurde. Wie sich herausstellte, war das gesamte Stationsgelände ziemlich gut bewacht. Plötzlich kamen von allen Seiten Milizionäre gelaufen. Beim Laufen preßten sie ihre Kappen seltensam gegen den Kopf. Wir wurden festgenommen und zum Revier gebracht. Der Schlagring war in der Tasche meines

Wintermantels. Ich wollte ihn herausholen, aber der Milizionär packte meine Hand und verbot mir, in die Tasche zu greifen. Ich bot ihm eine gute Zigarette an, hatte gerade ein Päckchen Gitanes bekommen, die bei uns niemand kannte. Der Polizeikommissar nahm an, denn bis zum Revier war es noch weit. Während ich das Päckchen hervorholte, mußte ich ein Loch in die Tasche reißen und den Schlagring zwischen Futter und Mantelstoff schieben. Auf dem Revier wurden wir durchsucht. Ich hielt den Mantelsaum vorsichtig zur Seite und bemühte mich, niemanden mit

dem schweren Ding zu treffen, das auf Kniehöhe herum-schlenkerte. Später warf ich den Schlagring in den Fluß. Ich hatte keinen einzigen Menschen damit geschlagen. Nicht einmal den OMON-Polizisten, dem meine Freunde und ich den Gummiknüppel abnahmen. Damals ähnelte Iwano-Frankiwsk einer besetzten Stadt. Es war September, das fünfzigjährige Jubiläum der Eingliederung der Westukraine in die Ukrainische Sowjetrepublik. OMON-Polizisten aus Odessa patrouillierten auf den Straßen des Zentrums. Sie waren in Dreiergruppen unterwegs, mit Hunden,

Gummiknüppeln, Pfeffersprays und Handschellen. So etwas hatten wir noch nie erlebt. Die Patrouillen verfolgten alle, die gelb-blaue oder rot-schwarze Abzeichen trugen. Das Ganze endete damit, daß unser Kumpel zusammengeslagen wurde. Er wurde ins Krankenhaus eingeliefert, die OMON-Polizisten wurden abgezogen und damit aus der Verantwortung entlassen. Am siebzehnten September trugen wir Trauerschleifen und stellten brennende Kerzen in die verdunkelten Fenster. Obwohl sich unsere Fenster schwer verdunkeln ließen. Wir wohnten an der

Hauptstraße, und die Girlanden der Festtagsbeleuchtung waren genau vor unseren Fenstern gespannt. Im Winter, wenn die Fensterbretter, Dächer, Bäume und elektrischen Leitungen mit Schnee bedeckt waren, liebten wir es, die Fenster weit aufzumachen und den besonderen rosaroten Schein zu betrachten – das Funkeln der Schneekristalle. In Lemberg übernachtete ich manchmal in der Ruska Straße. Unsere alte Tante, Witwe des ersten Rektors der Geheimen Ukrainischen Universität, wohnte im obersten Stock des uralten Hauses, das an die Himmelfahrtskirche grenzt.

Wenn sie krank war, blieb ich über Nacht bei ihr. Die vorbeifahrenden Straßenbahnen ließen das Bett leicht erzittern, und von Zeit zu Zeit sah man blaue Blitze in der Straßenschlucht. Von einem der Fenster aus konnte man in einen Ausstellungsraum des Porzellanmuseums sehen. Einmal war ich mit meinen damals noch kleinen Kindern dort. Ich schaute aus dem Fenster zu den Fenstern unserer ehemaligen Wohnung hinüber. Ein Fenster stand offen, jedoch einen Stock höher. Ich erkannte die gleiche Decke, die Lampe aber war völlig anders. Es gab eine Zeit, da bin

ich mit meinen besten Schulfreunden jeden Tag nach dem Unterricht durch die Stadt gezogen. Wir waren sechzehn. Aus irgendeinem Grund blühten in Iwano-Frankiwnsk fast immer die Pflaumen-, Birnen- und Kirschbäume. Wir gingen durch die Hinterhöfe und liefen über die Dächer ganzer Viertel. Einmal landeten wir durch Zufall auf einem steilen Dach, von dem aus ich sehen konnte, was sich in unserer Wohnung tat. Ich versuchte mir vorzustellen, was in den Toten vorgeht, während sie auf uns warten. Nach unseren Dachausflügen übten wir Fechten im Garten der

Musikschule. Meistens drei gegen drei. Manchmal drei gegen zwei. Wir hatten dort ein Versteck für unsere Florette. Neben der Musikschule stand ein großes, einstöckiges Haus, es war uralt, und irgendwann hatte dort mein Urgroßvater Ignati gewohnt. Er war Hauptdiakon von Stanislau gewesen, Organisator der Diakonatsbewegung in Galizien und Redakteur des Periodikums *Die Stimme des Diakons*. Außerdem war er Herausgeber eines Kirchengesangbuchs. Als Kinder spielten mein Bruder und ich oft mit Urgroßvaters Peitsche. In dem Haus hatte Urgroßvater eine



Diakonschule eingerichtet. In den achtziger Jahren war dort ein geheimes Kloster der Schwestern Sluschebnizy untergebracht. Schwester Witalija war eine entfernte Verwandte von Ignati. In einem der Zimmer stand eine große Heimorgel, wahrscheinlich stammte sie aus der Zeit der Diakonschule. Die Nonnen brachten uns heimlich geweihtes Jordanwasser, geweihtes Osterbrot und gefärbte Eier. Zu Weihnachten buken sie für uns einen Schichtkuchen und einen Mohnkuchen. Wir erkannten die offizielle Kirche nicht an und gingen nie zu den Gottesdiensten. Nur bei

Kirchenfesten, wenn wir uns anschauen wollten, wie die Lehrerinnen und Komsomolzen aus allen Schulen der Stadt, Stift und Block gezückt, ihre Schüler ausspähten. Wir wußten immer ungefähr, wer von unseren Lehrern mit dem KGB zusammenarbeitete. Einmal zu Ostern fand Angela ein maschinengeschriebenes antisowjetisches Flugblatt in der Stadt. Sie brachte es mit in die Schule, um es unserer Geschichtslehrerin zu zeigen, die sehr liberal war und echte Freundschaft mit den Schülern heuchelte. Angela wollte nur, daß APP (so nannten wir die Geschichtsstusse) den

Text des Flugblattes erklärte. Als unsere liebe Lehrerin das abscheuliche Machwerk erblickte, veränderte sich ihre Miene schlagartig, und sie brachte Angela zu jener Lehrerin, von der wir uns nichts anderes erwartet hatten. Durch das Klassenfenster konnten wir beobachten, wie diese Lehrerin unsere Mitschülerin am Arm riß, während sie das Beweisstück vorsichtig in der anderen Hand hielt. Angela landete ohne Umwege im Hauptquartier auf der Tschechisten-Straße. Zusammen mit unseren besten Freunden hatten wir damals gerade mit den Vorbereitungen des

Umsturzes begonnen, der die Westukraine von der Sowjetunion loslösen sollte. Die Vorbereitungen begannen damit, daß wir uns mit den Methoden der Spezialeinheiten rund um die Welt befaßten – soweit man in der UdSSR an sie herankam. Deshalb wunderten wir uns sehr, wie man die eigene Position wegen einer zufälligen Episode mit einem läppischen Flugblatt so unprofessionell preisgeben konnte. Mit APP sprachen wir kein ernsthaftes Wort mehr. Allenfalls über die stalinistischen Repressionen gegen irgendwelche blöden Helden des Vaterländischen Krieges. Das

war Onkel Mychas' letztes Jahr. Er hatte schreckliches Asthma. Schon ein paar Jahre in Folge überwinterten Großmutter und er in Iwano-Frankiwnsk. Der Onkel bekam kaum noch Luft. Manchmal flüchteten meine Freunde aus unserer Wohnung, weil sie sein Röcheln nicht ertrugen. Es war ein merkwürdiger Winter. Schneelos und streng. Jeden Abend wuschen wir unserer Katze die Pfoten. Sie riß sich los, und die tiefen Kratzer auf unseren Armen bildeten den ganzen Winter lang feine Muster. Die Katze ging oft in ihr Kistchen, grub dort ständig im Sand, und der Onkel

konnte den Geruch ihrer ungewaschenen Pfoten in der Nacht nicht ertragen. Onkel Mychas hatte schreckliche Kreuzschmerzen. Sein Rücken erinnerte sich an die kalten Lachen auf den Betonböden der Einzelzellen. Wir legten ihm irgendwelche Magnetplatten auf den Rücken. Dreimal am Tag rieb ich ihn mit einer Salbe aus Kreuzotterngift ein. Danach roch ich lange an meinen Händen, konnte der Versuchung kaum widerstehen, an meinen Fingern zu lecken. Alle, die zu Hause waren, hielten sich in einem Zimmer auf, dort, wo man am besten heizen konnte, dort, wo der

Wind die Wärme am wenigsten hinausblies. Mein Bruder Jurko und ich erfanden einen neuen Zeitvertreib: Liegendboxen. Ich schrieb in Onkel Mychas' Notizbuch, sonntags tranken wir alle Kakao zum Frühstück. Gleich nach Neujahr kam die französische Serie *Die Dame von Monsoreau* ins Fernsehen. Nur dank dieser Serie wurden die Stunden in der Musikschule für Jurko und mich irgendwie erträglich. Die Lehrerinnen waren ganz aus dem Häuschen wegen der Serie. Wir hatten das vielbändige Werk von Dumas damals schon gelesen und konnten so manches erzählen,

was nicht in der Verfilmung gelandet war – Serien waren damals verkürzte Romanversionen. Und so verwandelten wir uns innerhalb einer Woche von miserablen Klavierschülern in kultivierte, gebildete Brüder, in Erzähler von Geschichten von Welt. In der Musikschule wurden uns immer die spätesten Stunden zugeteilt, da wir genau gegenüber wohnten. Früher war unser Haus die Residenz eines Stanislauer Rabbis. Das Dach war so gebaut, daß es sich öffnen ließ. So brauchte man an Feiertagen, an denen unter freiem Himmel gespeist werden mußte, den kleinen Palast

nicht zu verlassen. Unser Dach in Deljatyn dagegen war einfach undicht. In Regenzeiten standen Dutzende von Schüsseln, Schalen, leeren Konservendosen und Farbeimern in komplizierter Anordnung auf dem Dachboden – je nach Größe des Lecks. Ein paar Mal am Tag klapperten wir alle Gefäße ab und gossen das Regenwasser in einen Eimer. Im Sommer regnete es meist einen ganzen Monat lang. Manche sagten, eine Wolke sei gerissen. Auf dem steinigen Weg entstand dann ein richtiger Bach, der den aufgeschütteten Schotter wegschwemmte bis zu den alten Steinplatten.

Das Wasser im Brunnen konnte sich nicht mehr selbst reinigen und roch nach vermodertem Gras. Unser Berg wurde unzugänglich, das Wasser hatte alle Wege überschwemmt. Sobald sich das Wetter besserte, kletterten wir aufs Dach und teerten die Spalten. Vom Dach des Hauses aus ähnelten die Bäume und Büsche einem echten Dschungel. Aus der Sperrzone in den nahen Bergen stiegen Jagdflugzeuge auf. Über unserem Haus flogen sie noch so tief, daß man jedes Detail erkennen konnte. Die Züge, die in die Sperrzone fuhren, sahen aus wie Personenzüge, nur waren an

allen Fenstern die Gardinen vorgezogen. Die Sperrzone war in drei Zonen aufgeteilt. In der ersten arbeiteten Handwerker aus Deljatyn mit speziellen Passierscheinen. In der zweiten befand sich das Soldatenstädtchen, mit einer eigenen Schule, Läden, Straßen und großen Häusern. Mama arbeitete in der städtischen Kinderklinik und wußte, daß alle Kinder aus der Sperrzone unter der Adresse Awiazina-Straße 17, Iwano-Frankiwnsk, angemeldet wurden. Die Dorfkinder erzählten phantastische Geschichten: daß es dort eine Straßenbahn gibt, ein Schwimmbad, einen

Tiergarten und einen Zirkus. Die dritte Zone war die geheimste. Von dort stiegen die Jagdflugzeuge auf, und dorthin fuhren die unbeschilderten Züge. Es gab Gerüchte, in der Sperrzone werde Uran gewonnen. Erst später stellte sich heraus, daß sich dort eine strategische Raketenbasis befand. Um die Sperrzone war auch noch ein breiter Waldstreifen gezogen. Wir schlüpfen durch den Stacheldrahtzaun und suchten Pilze. Manchmal mußten wir uns vor Patrouillen verstecken, die den Zaun bewachten. Einmal gingen wir Pilze suchen, wie immer früh am Morgen.

Meistens kehrten wir ein paar Stunden später nach Hause zurück, diesmal aber waren wir tief in den Wald geraten und wollten noch weiter. Gegen Abend begann ein Militärhubschrauber über uns zu kreisen. Wir spielten begeistert, wir seien Partisanen, die von der Luftwaffe gejagt werden. Jedes Mal, wenn der Hubschrauber tiefer flog und seine Kreise enger zog, verbargen wir uns zwischen Wacholderstauden, liefen geduckt weiter und mußten uns wieder verstecken. Spätabends kamen wir nach Hause und erfuhren, daß der Hubschrauber tatsächlich nach uns gesucht hatte:

Unsere besorgte Familie hatte das Militär verständigt, daß ihre Kinder noch immer im Wald seien. Gleich hinter unserem Haus begannen die Wälder der Gorgany. Man konnte, ohne auf ein einziges Haus zu stoßen, bis nach Transkarpatien laufen. Viele Jahre später arbeitete ich im Institut für alpine Forstwirtschaft und war oft auf der transkarpatischen Seite. Zusammen mit einem Arbeitskollegen machte ich lange Dienstreisen, wir erstellten eine Formel für die Zusammensetzung verschiedener Waldabschnitte. Unser Auge war derart geschult, daß wir die Wälder am

Straßenrand nicht mehr neutral betrachten konnten, selbst bei Fahrten mit dem Autobus: sechs Buchen zwei Tannen eine Fichte eine Erle. Wir übernachteten in verschiedenen Förstereien. Meist im Gästezimmer. In manchen Gegenden waren das richtig noble Unterkünfte für die Nomenklatura. Die mit Fellen vollgehängten Zimmer rochen nach frischem Holz und Bordell. Die Förster verwöhnten uns mit Fleisch, Pilzen, Salzkartoffeln, Quark und Selbstgebranntem. In Dovhe gingen wir am Abend tschechisches Bier trinken. Es stellte sich heraus, daß es dort fast unmöglich